

Bücher = Livres = Libri

Autor(en): **Walker, Robert / Seger, Cordula / Abegg, Regina**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Kunst + Architektur in der Schweiz = Art + architecture en Suisse = Arte + architettura in Svizzera**

Band (Jahr): **57 (2006)**

Heft 3: **Klassische Avantgarde = Courants classiques de l'avant-garde = Correnti classiche dell'avanguardia**

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

**AKTUELL
ACTUALITÉ
ATTUALITÀ**

**Le béton, histoire d'un matériau.
Economie, technique, architecture**

von *Cyrille Simonnet*. Marseille:
Parenthèses, 2005. 224 S., 270 Abb.
ISBN 2-86364-091-7, € 38.–

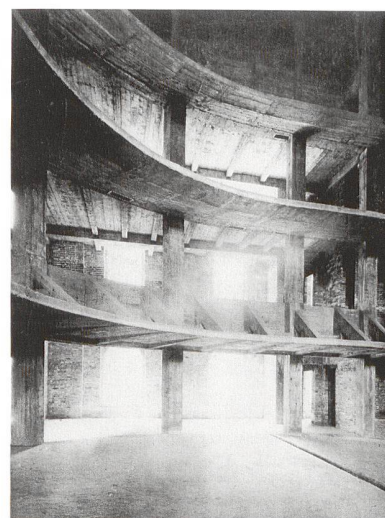
Wurde der Beton erfunden oder entdeckt? Diese Frage versucht Cyrille Simonnet, Architekt, Professor an der Universität Genf und Chefredaktor der Architekturzeitschrift *Faces* zu beantworten. Er beschreibt die vielen Versuche, im 19. Jahrhundert den künstlichen Stein zu erzeugen, der schliesslich in der Kombination mit Eisen zum wichtigsten Baustoff von heute wurde. Der Untertitel «Wirtschaft, Technik, Architektur» widerspiegelt die Reihenfolge, in der Simonnet die Geschichte des Betons aufrollt.

Um 1800 stellte sich die zermürende Frage, wie es die Römer wohl fertig gebracht hatten, einen Kalkmörtel so hart wie Stein zu fabrizieren. Unzählige Experimente wurden durchgeführt; mit Kalk aus diversen Regionen, aus Muscheln usw. 1818 publizierte Louis-Joseph Vicat die *Recherches experimentales sur les chaux de construction, les bétons et les mortiers ordinaires*. Mit dieser Schrift beginnt die Geschichte des Betons, obwohl Parker und Wyatt schon 1796 in London das königliche Patent zur Herstellung eines künstlichen Kalks erhielten, den sie später «römischen Zement» nannten. Es war aber Vicat, der entdeckte, dass erst lehmhaltiger Kalk den Mörtel wegen des Siliziums steinhart machte. Es folgt die Geschichte der Zementherstellung, die eine Unternehmensgeschichte ist. Die Engländer hatten das Glück, in Portland den idealen Rohstoff für ihren römischen Zement zu haben. Die Franzosen bauten ihre erste Zementfabrik 1827 in Moulineaux bei Paris, 1833 dann in Le Theil. 1837 wurde die erste Brücke aus Beton gebaut, und ab 1854 verbreitete der Industrielle François Coignet die neue Bauweise mit viel Aufsehen. Doch schon tauchten Ideen auf, den Beton mit Eisenstäben zu durchsetzen – was schliesslich zur zweiten Phase, derjenigen des Eisenbetons überleitete. 1859 stellte Joseph Lambot in Paris eine Barke aus armiertem Beton aus, und der Gärtner Joseph Monier deponierte 1867 das Patent für Pflanztröge aus Eisengitter umhüllt mit Zement. Sein System fand den Weg über Holland nach Deutschland, wo es der aus Zürich stammende Ingenieur Gustav-Adolf Wayss mit Mathias Koenen 1887 publizierte. Nachdem Cottincin in Paris 1889 ein ähnliches System zum Patent angemeldet hatte, veränderte 1892 François Hennebique das System, indem er Querbügel einführte, welche die Eisenstäbe besser mit dem Beton verklammerten. Sein Patent umschrieb ein System, das später zur Norm wurde. Er war auch so schlau, die Verbreitung seines Systems mit Agenturen und Konzessionären schnell voranzutreiben. Fotodokumentationen und eine eigene Revue waren seine Hilfsmittel.

Was ist aber der Ausdruck des neuen Baumaterials? Bei dieser Fragestellung schält Simonnet in bemerkenswerter Weise zwei Merkmale heraus: die Auskrugung und der Stützenraster. Er zeigt, dass die Franzosen eine Vorliebe für den Skelettbau aus dünnen Stützen hatten (Perret), während in Deutschland Schalen und Platten im Vordergrund standen. Denselben Unterschied gab es zwischen den Schweizer Brückenbauern Robert Maillart und Alexandre Sarrasin – eine Gegenüberstellung, die im Buch seltsamerweise fehlt, obwohl Simonnet in Genf unterrichtet.

Er verliert sich dafür im Zitieren von Patenten, was zwar die breit angelegte Suche nach dem idealen Baustoff dokumentiert, dem Leser aber im Sachverständnis wenig weiterhilft. Nirgends wird geschildert, wie Kalk gebrannt wurde. Auch über den Stampfbeton erfährt man wenig. Das Buch verrät viel Bibliotheksarbeit und wirkt stellenweise wie eine Dissertation. (Cyrille Simonnet erwarb 1994 an der Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales EHESS mit der Schrift *Le béton armé: origine, invention, esthétique* den Dokortitel.) In der zweiten Buchhälfte befreit sich Simonnet aus dem bibliografischen Dschungel mit eigenen, spitzfindigen und kunstwissenschaftlich interessanten Beobachtungen zur Inszenierung von auskragenden Betonelementen in der modernen Architektur.

Zu denken gibt dennoch der Blickwinkel, aus dem Simonnet die Geschichte des Betons darlegt. Obschon die Engländer schon vor Vicat den «roman cement» hatten, erzählt Simonnet über den Beton als französische Geschichte. Auch Deutschland kommt zu kurz. Dem Büro Wayss & Freytag wird gerade 2 Seiten gewidmet, obwohl es für die Entwicklung von Berechnungsme-



Bern, Stadttheater, 1899–1903,
Rohbau, Eisenbeton System Hennebique.
(Repro, S. 56)

thoden und für die Verbreitung des Betons in Deutschland genauso wichtig war wie Hennebique in Frankreich. In den Biografien im Anhang kommen ausser Maillart, Nervi und Duiker nur Franzosen vor. Dass dem deutschen Sprachraum weniger Aufmerksamkeit geschenkt wird, zeigt sich auch daran, dass viele Namen falsch zitiert werden. So wird der Ingenieur Heinz Isler als Issler, die Ortschaft Wiggen als Viggen und Tavanasa als Thavanassa geschrieben. In Maillarts Biografie ist sogar ein Baudatum falsch (Schwandbachbrücke 1919 statt 1933). Dass die Monnier-Broschüre von Waysss und Koenen in der Bibliografie falsch zitiert wird, obwohl der Umschlag mit Titel im Buch abgebildet wird, ist unverzeihlich.

Auch einige Vergleiche machen stutzig: Das Robie House von F. L. Wright wird als Beispiel für Auskragungen in Beton gezeigt. Doch eigentlich kragt ja nur das Dach aus, und dieses ist aus Holz. Auch missbraucht Simonnet das Zitat Giedions, «Die Konstruktion, nicht die Architektur, bietet den Wegweiser durch das Jahrhundert», indem er es auf die Avantgarde zwischen 1900 und 1930 bezieht, obwohl Giedion das 19. Jahrhundert meinte. Denn im selben Buch (*Raum, Zeit, Architektur*) legt Giedion dar, dass sich der Tatbestand im 20. Jahrhundert umkehrte.

Grosse Bedeutung kommt dem System Domino von Le Corbusier zu. Simonnet hält es aber für unnötig, die berühmte Zeichnung dazu abzubilden, was dem Laien die Lektüre nur erschwert. Das Buch brilliert sonst mit prägnanten Schwarzweissfotos, die mehrheitlich aus der Sammlung Hennebique stammen. Gar seltsam ist jedoch, dass neben Schalungen, Armierungen, Belastungsproben und fertigen Rohbauten keine ein-

zige Aufnahme das Giessen des Betons als zähflüssige Masse zeigt.

Schliesslich kann der Verlag Parenthèses dafür gelobt werden, dass er ein schönes Buch mit ansprechendem Lay-out herausgegeben hat. Hätte es den Titel «L'histoire du béton en France», würden Inhalt und Anspruch besser übereinstimmen. Simonnet schreibt die Geschichte nämlich aus französischer Sicht. Nicht zuletzt deshalb wurde das Buch vom französischen Kulturministerium unterstützt.

Robert Walker

Erhalten und Gestalten. 100 Jahre Schweizer Heimatschutz

hrsg. von Madlaina Bundi. Baden: hier + jetzt, 2005. 160 S., 42 Farb- und 81 S/W-Abb. ISBN 3-906419-97-5, CHF 78.– (édition française: *Préserver et créer. 100 ans de Patrimoine suisse*, ISBN 2-601-03350-9)

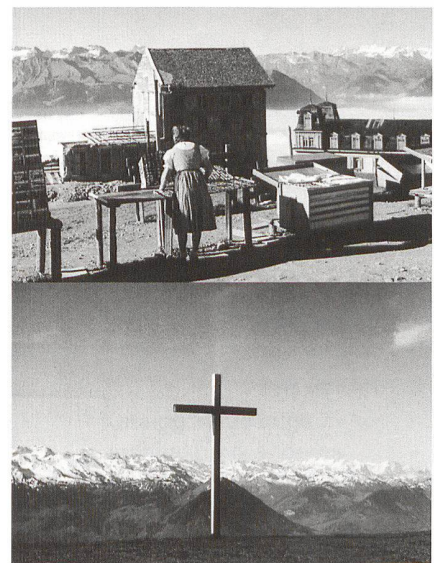
«Erhalten und Gestalten» steht für das Spannungsverhältnis, innerhalb desselben der Heimatschutz seit 100 Jahren agiert. Dabei geht es in der vorliegenden Publikation darum, dieses wechselvolle Zusammen auszuloten und die Veränderungen in Selbstverständnis, Auftritt und Aussenperspektive herauszuarbeiten. Mit der Einteilung des Buches in drei Hauptteile – Mobilisierung, Verankerung, Neuorientierung – findet in chronologischer Abfolge eine Annäherung an die sich im Laufe seines Bestehens verändernden Schwerpunkte des Heimatschutzes statt. Dabei greifen die Artikel auch über die Kapiteleinteilung hinweg inhaltlich ineinander über. Es entsteht ein reiches Netz an Bezügen

und Verweisen, das durch eine gute Auswahl an ansprechenden Abbildungen zusätzlich bereichert wird. Spannend, aber mitunter auch etwas verwirrend wird es dort, wo Autorinnen die Fakten – so im Besonderen die Haltung der Heimatschützer gegenüber dem Neuen Bauen – unterschiedlich interpretieren und zu sich teilweise widersprechenden Deutungen kommen. Dies ist einerseits eine Qualität des Buches, wenn man geltend macht, dass gerade die thematisierten Gegensätze bezüglich Wahrnehmung, Fakten und Interpretationen die Vielschichtigkeit und Lebendigkeit des Verbandes und seiner Geschichte widerspiegeln. Andererseits mag die Leserin mitunter etwas verwirrt sein, insbesondere wohl deshalb, da explizite Querverweise unter den Beiträgen fehlen und deshalb redaktionell nicht deutlich wird, wie die Artikel zueinander stehen. Die Publikation setzt den kritischen Leser voraus, der sich aufgrund der vertretenen Thesen ausgewiesener Fachleute ein eigenes Bild macht.

Ein wichtiger roter Faden durch Buch und Verbandsgeschichte stellt der Begriff «Heimat» dar. Stand am Anfang der lodernde Eifer für Tradition und Nation, Werte welche die Gründer des Heimatschutzes mit der Namenswahl zum Ausdruck bringen wollten, hatte Heimat in den 1960er-Jahren einen fahlen und rückwärtsgewandten Beigeschmack erhalten, schliesslich zeigt der 1999 unternommene und gescheiterte Versuch, den Verbandsnamen zu ändern, dass Heimat bindet und nach steter Auseinandersetzung verlangt. Diese Bedeutungsverschiebungen korrespondieren mit den drei prägenden Phasen: Am 1. Juli 1905 in Bern gegründet, wandte sich der Heimatschutz zu Anfang gegen eine



Quarto, Villa Quartara, 1905–06, Auskragung in Eisenbeton System Hennebique. (Repro, S.172)



Rigi Kulm, Souvenirverkauf vor der Umgestaltung, 1950, und der Rigi Kulm nach der Umgestaltung, 1955. (Repro, S. 86)

Überformung der vertrauten Schweizerischen Landschaftsbilder durch Wirtschaft und Technik und begegnete dem wachsenden Tourismus mit seinen Hotelbauten, Bergbahnen und Eisenbahnanlagen mit grosser Skepsis, fiel doch auf die Alpen als letzte Bastion gegen die hereinbrechende moderne Zivilisation ein besonderes Augenmerk. Diese meist bewahrende Haltung ist bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wegweisend. Die Zeit zwischen 1940 und 1974 könnte man als eigentliche Konsolidierungsphase bezeichnen, die mit der Verankerung des Schutzgedankens auf politischer Ebene ein zentrales Ziel erreicht. In den 1970er-Jahren werden angesichts der knapper werdenden Ressourcen und dem wachsenden Bewusstsein, Natur und gebaute Umwelt als Einheit zu verstehen, Aspekte der Planung wichtig. Mit den 1978 verabschiedeten «Genfer Thesen» geben die Heimatschützer dem schöpferischen und dynamischen Gestalten mehr Gewicht, was zu einer Totalrevision der Statuten führt. Heute findet der kreative Umgang mit dem gebauten Erbe etwa in der Aktion «Ferien im Baudenkmal» einen aktuellen Ausdruck.

Der Heimatschutz verstand sich schon immer als Vermittler zwischen Öffentlichkeit und Fachwelt. Dabei haben sich insbesondere die «Schokoladetaleraktionen» ins kollektive Gedächtnis eingeschrieben, hatte doch jedes Schweizer Schulkind diese in einem kleinen Bauchladen umgehängt zum Verkauf geboten. Zudem verbinden sich im goldenen Taler auf kongeniale Weise teuer gewordene Schweizerbilder: Schokolade und Heimatliebe. Dass wohl gerade die spektakulärste Taleraktion – jene von 1951 rund um die Säuberung des Rigi-Gipfels – im Nachhinein als zwiespältig erscheint, macht deutlich, dass sich Beurteilungskriterien mit einer Gesellschaft und ihren Werten notwendig ändern. Die Interdependenz zwischen Fachmeinung und Zeitgeist wurde nach Stefan Bachmann dank einer «Strategie des volksnahen Massenprotestes» jedoch auch immer wieder bewusst gesucht. Ebenfalls zeigt dies Roland Flückiger-Seiler exemplarisch in seinem Artikel «Architektur nach dem Sündenfall». Der Umgang mit Hotelbauten aus der Belle Époque, wenn er die damalige Talerkommission zitiert, die das Rigi-Projekt als «propagandistischen Schlager» bezeichnete und den pathetischen Slogan «Freie Sicht auf freies Land» als Leitmotiv wählte. Und tatsächlich hatte das Projekt aus damaliger Sicht einen durchschlagenden Erfolg: 1952 begann man mit dem Abbruch des alten Grand Hotels, um 1954 das neue schlichte Berghaus, in der Tradition der alten Hospize erbaut, feierlich einzuweihen. Ein Umdenken im Umgang mit Hotels der Gründerzeit hat die Verleihung des Wakker-Preises an Montreux 1990 besiegelt: Die einst als «kosmopolitisch» verschrienen Grand Hotels wurden nun als wichtige Zeitzeugen geehrt.

Was in allen Beiträgen dieser Publikation thematisiert wird, ist die Auseinandersetzung des Heimatschutzes mit dem Ruch des Verhinderers, der dem Schutzgedanken immer auch anhaftet und die öffentliche Meinung mitunter prägt. Dass das Verhältnis zwischen zukunftsorientiertem Erhalten und Blockieren labil ist, belegen heftig geführte vergangene wie aktuelle Diskussionen. Ein besonderes Verdienst dieser Publikation liegt darin, teilweise akribisch, meist exemplarisch und hin und wieder kursorisch zu zeigen, wie sich der Heimatschutz immer wieder neu darum bemüht, aktiv zu gestalten. War es in den Anfangszeiten die «gute und ehrliche Baugesinnung», die gefördert wurde und etwa in den Hotelneu- und -umbauten im Oberengadin zwischen 1905 und 1913 prägend geworden war, entwickelte sich nach dem Zweiten Weltkrieg die Bauberatung zu einem wichtigen Instrument, um die eigenen Interessen konstruktiv durchzusetzen und zu verbreiten. Der Wakker-Preis schliesslich, den der Heimatschutz seit 1972 an politische Gemeinden für vorbildliche Leistungen in der Siedlungs- und Ortsbildentwicklung verleiht, steht im öffentlichen Bewusstsein wohl am präsentesten für die Haltung eines lebendigen Schutzes.

Cordula Seger

Die Kathedralen von Lausanne und Genf und ihre Nachfolge. Früh- und hochgotische Architektur in der Westschweiz (1170–1350)

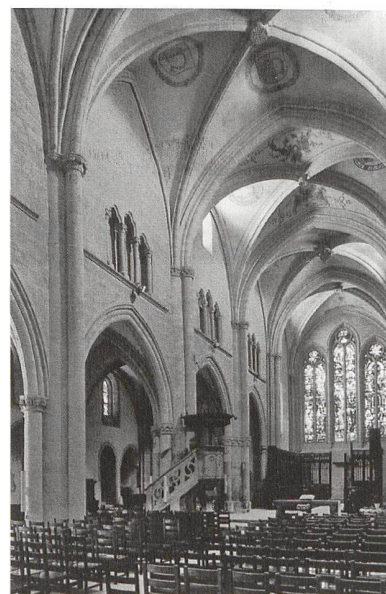
von Stephan Gasser. Berlin/New York: Walter de Gruyter, 2004 (Scrinium Friburgense 17). 454 S., 120 S/W-Abb. ISBN 3-11-018172-X, ISSN 1422-4445, CHF 205.–

In der zunehmend spezialisierten Architekturforschung sind Übersichtsdarstellungen, zumal im Rahmen von Dissertationen, selten geworden. Stephan Gasser hat sich dieser Herausforderung gestellt und 200 Jahre sakraler Bautätigkeit in den französischsprachigen Teilen der Schweiz erfasst. Seit den letzten Darstellungen der gotischen Architektur in der Romandie durch Josef Gantner und Hans Reinhardt im grösseren Kontext der schweizerischen Kunstgeschichte (1947) hat eine rege historische, kunsthistorische und archäologische Lokalforschung viel neues Material beigebracht, das die notwendige Basis für diese Gesamtstudie bildete.

Trotz des breiten behandelten Spektrums, das nebst den bischöflichen und stiftskirchlichen Gossbauten zahlreiche Priorats- und Pfarrkirchen, Kapellen und Bettelordenskirchen umfasst, gelingen Gasser gründliche Bauanalysen, welche die bisherige Forschung kritisch reflektieren und durch eigene Beobachtungen und Thesen ergänzen. Die Kapitel zu Einzelbauten und Baugruppen gliedern sich in eine knappe Darstellung des historischen Kontexts, Baugeschichte, Beschreibung und die «kunsthis-

torische Einordnung». Im Vordergrund stehen typen- und stilgeschichtliche Gesichtspunkte, Fragen der Funktion und Liturgie werden (leider) kaum erörtert. Zwischen die monografischen Kapitel sind Exkurse zu übergeordneten Problemen eingeschoben, von denen sich besonders derjenige zur Architekturpolychromie mit Gewinn liest. Dieser in der mittelalterlichen Architekturgeschichte meist vernachlässigte Aspekt bietet sich hier aufgrund der guten Befundlage an. Eine Schlusszusammenfassung unter der differenziert erörterten Frage nach einer regionalspezifischen Ausprägung der Gotik, ein Katalog mit allen im Textteil behandelten Bauten sowie ein Orts- und Namensregister machen die Publikation auch zu einem vielseitig benutzbaren Nachschlagewerk. Bedauerlich ist angesichts der grossen Menge behandelter Bauten und der sehr ins Detail gehenden Argumentation die knappe und teils zu kleinformatige Bebilderung.

Die glanzvolle Ouvertüre bildet die Kathedrale von Lausanne, mit der sich der neue Baustil in der Romandie und im Gebiet der heutigen Schweiz früh und in direkter Abhängigkeit vom französischen Kerngebiet der Gotik und von England manifestierte. Der nach romanischen Anfängen zwischen den 1180er- und frühen 1230er-Jahren gotisch vollendete Bau ist nicht nur ein interessanter Fall der Gotikrezeption in der «Peripherie», sondern auch der wichtigste Promotor für die regionale Entwicklung des Stils. Ihr schliesst Gasser im ersten Hauptteil die Kathedralen von Genf und Valera in Sitten und die Kollegiatskirche von Neuenburg an, die den Erfolg der Lausanner Architektur über die Diözesangrenzen hinweg bezeugen. Die drei in unter-



Moudon, Innenraum von St. Etienne, um 1270/80–1330/40. (Repro, S. 438)

schiedlichen regionalen Traditionen romanisch begonnenen Bauten vollzogen unter Lausanner Einfluss Anfang des 13. Jahrhunderts den Wechsel zu gotischen Bauformen. Während den gut untersuchten Kathedralen von Lausanne und Genf stilgeschichtlich erwartungsgemäss kaum Neues abzugewinnen ist, vermag Gasser die gotischen Bauteile der Valeria und der Neuenburger Stiftskirche, für die neuere Studien fehlen, erstmals klarer zu verorten. Vom Baumeister des Sittener Langhauses ist zu vermuten, dass er zwar das Lausanner Formenrepertoire vor Ort studiert hat, aber in gotischer Bautechnik unerfahren war. Im Neuenburger Langhaus überlagern sich romanische Reminiszenzen mit Bauformen burgundischer und Lausanner Prägung. Interessant ist hier die Feststellung, dass der Wechsel vom sechs- zum vierteiligen Wölbensystem nicht wie in Lausanne durch einen Planwechsel bedingt ist, sondern als Ganzes übernommen wurde, offenbar aus ästhetischen, vielleicht auch liturgischen Gründen.

Drei umfangreiche Teile sind der ausserhalb der Lokalforschung wenig bekannten «Niederkirchenarchitektur» (Kirchen ohne bischöflichen oder stiftskirchlichen Rang) gewidmet, deren Prägung durch die Lausanner Kathedrale sich meist auf einzelne Stilmotive beschränkt. Die Kirchen folgen einem Bauschema mit rechteckigem, teils von ebensolchen Kapellen flankiertem Chorabschluss. Die von der Forschung hartnäckig postulierte Abhängigkeit dieser Chorbauten von der Zisterzienserarchitektur weist der Autor weit gehend und mit guten, wenn auch unnötig weit ausholenden Argumenten zurück, denn es gibt dafür in der Westschweiz eine lange vor die zisterziensischen Niederlassungen zurückreichende Tradition. Besonders reich entfaltete sich der Niederkirchenbau im Gebiet zwischen Moudon und Freiburg. Pfarrkirchen und Kapellen, getragen von einer mehrheitlich weltlichen Bauherrschaft, bildeten die hauptsächlichen Bauaufgaben. Zu den herausragenden Bauten gehören die Pfarrkirchen von Romont, Moudon und Payerne, die durch ihr Bauvolumen, das dreischiffige Langhaus und den auf zwei Joche ausgedehnten Chor mit grossen Masswerkfenstern den damaligen pfarrkirchlichen Standard übertreffen. Sie hängen in Romont und Moudon letztlich mit der savoyischen Herrschaft zusammen. Moudon, Hauptort der savoyischen Vogtei Waadt seit 1263, verdankt diesem Status ein rasches kommunales Erstarren, das gegen 1280 die (gesamtschweizerisch) ausserordentlichste Schöpfung hochgotischer Pfarrkirchenarchitektur hervorbrachte – einen Bau, der die gängige Stilanalyse und Typologie auf eine harte Probe zu stellen scheint. Weder für die Stufenhalle noch für die einzigartigen triforienähnlichen, die Dachraumöffnungen rahmenden Nischen lassen sich überzeugende Vorbilder oder Parallelen beibringen. Auch der

Vergleich der in der Region völlig unüblichen Form der kantonierten Langhauspfeiler, hier im «wanddurchdringenden» Typus mit bis zum Gewölbe aufsteigendem rundem Pfeilerkern, mit der Kathedrale von Toul (Lothringen) befriedigt nicht. Fragwürdig ist schliesslich, aus der Summe der Stilvergleiche auf einen «nordfranzösischen Architekten» zu schliessen, der den von einem lokalen Baumeister begonnenen Bau vollendete. Formalgenetisch ist die Bestimmung der Wandpfeiler als «modernisierte Version der lokal verbreiteten frühgotischen Gliederpfeiler» beziehungsweise «Frühform des Bündelpfeilers» korrekt, führt aber darüber nicht hinaus. Aus dem Blick gerät dabei der besondere, ausgesprochen festliche Charakter, den der Raum genau diesen nur unscharf in Abhängigkeitsreihen einzuordnenden Motiven – oder vielleicht eben Motivkreationen – verdankt. Die Frage der «Bespielung», der liturgischen (und ausserliturgischen?) Funktion dieser anspruchsvollen architektonischen Hülle drängt sich geradezu auf, wird aber nicht erörtert.

Ein eigenes Kapitel ist der gleichzeitigen Architektur in Freiburg gewidmet, für die Gasser mit neuen Einschätzungen aufwartet und ein eindrückliches Gesamtpanorama zeichnet. Ausgelöst durch die Bettelorden, wird die Stadt in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts in einem gewaltigen Bauboom «gotisiert». Die Kirchen der Franziskaner und Augustiner-Eremiten sind stark von der oberrheinischen Bettelordensarchitektur geprägt. Bei der Pfarrkirche St. Niklaus vermischen sich diese Einflüsse mit Motiven der diözesanen Mutterkirche Lausanne, die – wie auch der bis dahin in der Romandie der Kathedralarchitektur vorbehaltenen dreizonigen Aufriss mit Triforium –

offensichtlich einer Bedeutungssteigerung dienen. Überzeugend ist deshalb die auch historisch fundierte Interpretation, die Bürgerschaft habe den ambitionösen Bau um 1280 in Angriff genommen, um von den habsburgischen Stadtherren das Patronatsrecht zu erwirken, was ihnen 1308/09 als wichtiger Schritt zur kommunalen Selbstverwaltung auch gelang.

Alles in allem gewähren die akribischen Einzeluntersuchungen und kompetenten Synthesen einen fundierten Einblick in den früh- und hochgotischen Kirchenbau der Romandie, der in dieser Region gesamtschweizerisch sicher am dichtesten fassbar ist. Zudem enthalten sie wichtige Anregungen für Untersuchungen unter anderen Fragestellungen. *Regine Abegg*

**Die Ofenhäuser im Drei-Seen-Land.
Backen und Gemeinschaft.
Les fours du Pays des Trois-Lacs.
Pain et communauté**

von Jean-Pierre Anderegg, *Ofenhausfreunde Seeland*. Thun: Weber, 2005. 210 S., zahlreiche Farb- und S/W-Abb., Zeichnungen, Pläne. ISBN 3-909532-18-7, CHF 39.–

Besonderheiten, Dichte, erstaunlicher Erhaltungsgrad und typologische Varietät des Ofenhäuserbestandes im alemannisch-frankophonen Drei-Seen-Land wurden schon früher bemerkt (*Atlas zur schweizerischen Volkskunde*, Richard Weiss, Max Währen, 1950–1995). Oft ist oder war diese ansprechende Kleinbautenkategorie von Mehrzwecknutzungen geprägt, oft liegt hier auch der bescheidene Ursprungskern kommunaler Bautätigkeit überhaupt.



Fräschels, Ofenhaus von 1817 (links), mit dem Anbau von 1910. (Repro, S. 94)

Nach der Herausgabe eines kleinen, gelungenen Ofenhausführers 1998 strebte die lose Vereinigung Ofenhausfreunde Seeland eine umfassendere Darstellung an, die nunmehr vorliegt, ohne Übertreibung ein «herrliches Buch», wie im Vorwort von Bundesrat Samuel Schmid aus Rüti bei Büren zu lesen steht. Jean-Pierre Anderegg, bekannt durch seine unübertroffenen ethnologisch-historisch-baugeschichtlichen Freiburger Publikationen (in ihrem Sinne kamen einige bewährte Gliederungs- und Präsentationsverfahren nun auch hier zum Zuge), persönlich dem angrenzenden Bernischen seit jeher verbunden, gestaltete als Hauptverfasser den schmucken Band nach einem vielseitig angelegten Konzept als Rundgang durch die facettenreiche Thematik: Gemeinde-, Genossenschafts-, Privat-, Pfarrpfundofenhäuser über vier Kantone (in zweisprachigen Texten, wo es möglich und sinnvoll war), Aussen- und Innengestalt (hervorzuheben die informativen Planzeichnungen), Inschriften, Funktionen und Benutzung, Backen, Dörren, Waschen, Technisches, Gerätschaften, Wurzeln und «Biotop», Ortsbildrelevanz (etwa unter dem Gesichtspunkt der Dorfbrunnenstandorte), Vergleiche, Wahrnehmungs- und Forschungsgeschichte, Organisatorisches, Rechtsgeschichtliches, Glossar, Emotionales, Originaldokumente und Quellentexte sowohl in den ortsmonografischen wie in den sachorientierten Abschnitten.

Rund 75 «Ofenhaus-Porträts» (mit Kleinexkursen) aus dem Drei-Seen-Land und den Nachbarregionen zwischen Meinisberg BE, Niedermuhlern BE, Arconciel FR, Chamblon VD, Dombresson NE machen annähernd die Hälfte des Umfangs aus. Herzstück bleibt das bernisch-freiburgische Seeland. Als Publikationstyp in der Mitte zwischen gelegentlichem Lesebuch und künftig wohl häufig konsultiertem Handbuch angesiedelt, kommen auch wissenschaftliche Interessen und Ansprüche keineswegs zu kurz. Manche Ähnlichkeiten ungeachtet heutiger Kantonsgrenzen oder solche beidseits des breiten, früher weit einschneidenderen Landschaftstrennstreifens Grosses Moos kommen zum Ausdruck.

Nebst der Bewahrung von Bauten und Einrichtungen (man findet auch einen Abriss zu Renovation und Unterhalt) geht es den Ofenhausfreundinnen Seeland in erster Linie um «Backen und Gemeinschaft» (so der Untertitel und der Schlussteil des Bandes) und um praktische Hinweise zur Sache, nützliche «Links», bis hin zu Backrezepten aller Art.

Hoben frühere Inventarisatoren und Forscher immer wieder den zunehmenden Niedergang des Ofenhauswesens hervor, sehen wir uns seit etlichen Jahren mit einer förmlichen Renaissance, zahlreichen lokalen Initiativen, Ofenhaus-«Events» und beachtlicher Freiwilligenarbeit konfrontiert. In Münchenwiler bei-

spielsweise hört man, nach dem Verlust von Schule, Post, Lebensmittelladen, Bahnstationsbedienung, kommunalen und gewerblichen Einrichtungen sei man daran, die Identitäts- und gemeinschaftsstiftende Zentrumsrolle des Dorfofenhauses neu zu entdecken, zu pflegen und weiterzuentwickeln. Oftmals zeigen sich Neuzugewinnen besonders engagiert. *Andres Moser*

Hans Holbein d. J. Tafelmaler in Basel

par *Jochen Sander*. Munich: Hirmer, 2005. 504 p., 80 ill. en couleurs et env. 280 ill. en n/bl. ISBN 3-7774-2275-0, CHF 155.–

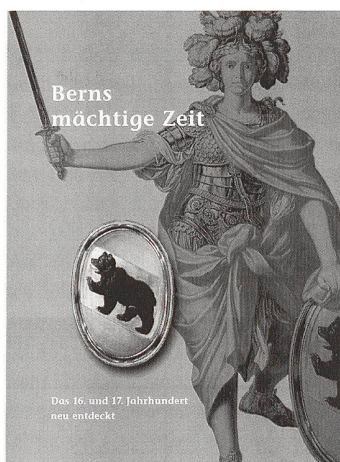
Cet ouvrage bienvenu complète toute une série de publications et de rétrospectives consacrées au maître de Bâle – du magnifique ouvrage de Susan Foister, *Holbein and England* (New Haven, Conn.: Yale University Press, 2004), au catalogue de l'exposition *Der Bürgermeister, sein Maler und seine Familie*, 2 mars au 23 mai 2004, *Hans Holbein der Jüngere. Die Jahre in Basel 1515–1532* (Kunstmuseum, Bâle, 1^{er} avril au 2 juillet 2006), en attendant l'exposition *Holbein in England* (Tate Britain, Londres, 28 septembre 2006 au 7 janvier 2007), qui sera consacrée aux années anglaises du peintre, de 1526 à 1528 et de 1532 à 1543.

L'ouvrage, un in-quarto volumineux illustré de magnifiques reproductions en couleurs, propose un état original des connaissances actuelles sur l'activité bâloise d'Holbein, ainsi que des analyses pertinentes et judicieuses des œuvres qui documentent le travail de l'artiste. L'auteur a délibérément rompu avec la biographie narrative, pour centrer son attention sur le développement proprement artistique d'Holbein le Jeune, hors des schémas légués par l'atelier paternel. Un premier chapitre réexamine les sources connues sur l'artiste, puis un second propose les instruments «philologiques» permettant une relecture plus sûre des œuvres considérées. En particulier, un long développement sur les restaurations effectuées par Nikolaus Grooth sur les peintures de Bâle, dès les années 1770, revêt un très grand intérêt (pp. 48 et s.); l'auteur s'inscrit dans une nouvelle tendance réjouissante, en faveur d'une histoire de l'art plus sensible à l'intervention du temps sur les chefs-d'œuvre célèbres. A cet égard, la *Ste Cène* d'Holbein offre le cas extrême d'une œuvre endommagée au moment du *Bildersturm* et ayant subi tant d'interventions, qu'il est bien difficile d'y retrouver une cohérence. L'auteur propose également, dans une tradition fidèle à Jacob Burckhardt, une analyse économique du style, infléchi par la nature des commandes et des commanditaires; la flexibilité stylistique d'Holbein a longtemps été reconnue, et J. Sander souligne ses traits majeurs, comme ses enjeux, en particulier dans les peintures de portraits, qui assuraient au peintre sa clientèle la plus impor-

tante. La littérature ancienne sur les œuvres étudiées dans cet ouvrage est toujours invoquée avec précision, mise en perspective de manière fructueuse. De même, l'auteur fait un recours systématique aux techniques contemporaines d'un examen approfondi (en particulier, la réflectographie qui permet d'identifier maint dessin sous-jacent à une peinture célèbre). Les résultats obtenus sont commentés dans un esprit clair. Le but: reconstituer la *faire* de l'artiste et placer l'analyse de ce *faire* au cœur de l'étude historique – c'est un «laboratoire» de création qui est ici reconstitué. Certaines analyses peuvent pourtant surprendre – en effet, si la *Laïs Corinthia* est bien reconnue comme une œuvre autographe du peintre, *Venus et Amor* est interprétée comme une œuvre exécutée par l'atelier de l'artiste. L'argument, magnifiquement établi, reste cependant difficile à assurer complètement, puisque les modes de transferts exécutés par Holbein varient passablement d'une œuvre à l'autre; la documentation fournie par la réflectographie n'atteste pas une pratique fixe, mais au contraire, assez diversifiée; la question de l'atelier d'Holbein n'a jamais été documentée par aucune source d'archive, sauf dans le cas de vastes commandes de fresques. Enfin, la culture picturale d'Holbein est reconstruite avec habileté, à l'aide d'exemples identifiés par des écrits scientifiques antérieurs, ou proposés par l'auteur lui-même. La question du rapport de l'artiste à la peinture italienne, comme à l'art des écoles du Nord, est soigneusement repensée. Un catalogue raisonné des œuvres analysées clôture l'ouvrage qui constitue un instrument scientifique de très grande qualité sur la production bâloise de Hans Holbein. *Pascal Griener*



Hans Holbein le Jeune, *Laïs Corinthia*, 1526, Kunstmuseum, Bâle.

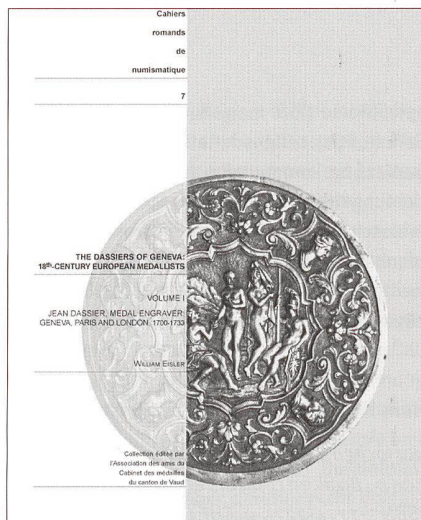


**Berns mächtige Zeit.
Das 16. und 17. Jahrhundert neu entdeckt**

hrsg. von André Holenstein. Bern: Schulverlag blmv AG/Stämpfli Verlag AG, 2006 (Berner Zeiten 3). 632 S., 638 Farb- und S/W-Abb., 24 x 31 cm. ISBN 978-3-292-00417-8, ISBN 978-3-7272-1276-5, CHF 98.–

Macht verschafft den einen Einfluss, andere schränkt er ein. Will sie Zustimmung erlangen, so muss sie sich rechtfertigen. Macht wird auf ganz verschiedenen Ebenen ausgeübt: Machtbeziehungen bestimmen das Zusammenleben der Menschen im Staat, in den Gemeinden und Nachbarschaften, doch wirken sie nicht minder im häuslichen Bereich.

«Berns mächtige Zeit» im 16. und 17. Jahrhundert wird in diesem Buch in ihrer ganzen Vielschichtigkeit dargestellt. Es zeigt die Grundlagen, die Ansprüche und die Legitimierung bernischer Macht ebenso auf wie deren Brüchigkeit und fragwürdige Seiten. In fünf Themenblöcken liefern zahlreiche Kurzbeiträge einen Überblick über das politische System, die Verwaltung, das Recht und Militär im bernischen Staat und beleuchten dabei auch Berns Beziehungen zu den eidgenössischen Kantonen und zu auswärtigen Mächten. Sie schildern das religiöse und kirchliche Leben und die Mentalitäten der Menschen, die Entwicklungen im Schul- und Bildungswesen, in den Wissenschaften und Künsten. Sie zeigen auf, welche politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse den Alltag der Bevölkerung prägten, wie die Menschen arbeiteten, wohnten und ihre Zeit gestalteten, und wie sie die Bedrohungen durch Krankheiten, Katastrophen, Teuerungs- und Hungerkrisen zu meistern suchten. Von der Durchsetzung der Reformation schlägt der Band einen weiten Bogen bis ins frühe 18. Jahrhundert und berücksichtigt dabei Stadt und Land ebenso wie den bernischen Aargau und die Waadt. pd/rb



**The Dassiers of Geneva:
18th-century European medallists**

par William Eisler. Lausanne: Association des amis du Cabinet des médailles du canton de Vaud; Genève: Musée d'art et d'histoire, 2002–2005 (Cahiers romands de numismatique 7–8). 2 vol., 30 x 21 cm

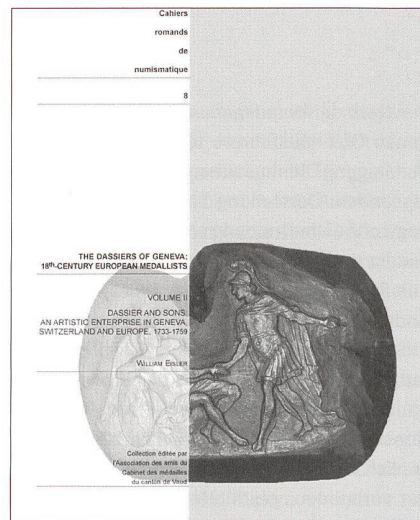
Vol. I: *Jean Dassier, medal engraver: Geneva, Paris and London, 1700–1733.* 304 p., plus de 1000 ill., 4 pl. en couleurs, 26 pl. en n/bl., 42 fig., bibliographie. Avant-propos de Mauro Natale. Résumé en français de Matteo Campagnolo. ISBN 2-940094-05-5

Vol. II: *Dassier and sons: an artistic enterprise in Geneva, Switzerland and Europe, 1733–1759.* 454 p., plus de 700 ill., 19 pl. en couleurs, 28 en n/bl., 53 fig., bibliographie, index et table des matières des volumes I et II. Avant-propos de Brigitte Waridel et de César Menz. Résumé en français de Matteo Campagnolo. ISBN 2-940094-06-3

Prix de chaque volume: CHF 80.–; les deux, dans un coffret: CHF 140.–

Les deux volumes constituent la première monographie sur les Dassier, l'une des plus grandes entreprises artistiques du XVIII^e siècle. Entièrement illustré, ce catalogue raisonné réunit 365 médailles et objets décoratifs accompagnés d'un commentaire replaçant les activités des Dassier dans leurs contextes artistiques, politiques et culturels. Les œuvres étudiées proviennent principalement des fonds du Cabinet de numismatique du Musée d'art et d'histoire de Genève et du Musée monétaire cantonal (ancien Cabinet des médailles) de Lausanne. Ces deux musées conservent de nombreuses pièces uniques et inédites.

Le premier volume retrace la carrière de Jean Dassier (1676–1763), du début de son activité à la Fabrique de Genève jusqu'à l'époque de sa renommée européenne grâce à ses séries de médailles des grands hommes français, suisses et



anglais. Le second volume, consacré à l'atelier des Dassier, est centré sur la période de grand succès, du retour d'Angleterre de Jean jusqu'au décès de son fils et principal héritier, Jacques-Antoine (1715–1759), au sommet de sa gloire. Les deux ouvrages relatent l'élaboration d'un nouveau type de médaille conçu par cette famille d'artistes, au style plus personnel, plus international, plus dynamique et plus libre que celui des graveurs de l'époque de l'Absolutisme. Leur production reflète également une grande connaissance de la peinture, la sculpture et la gravure du temps des Lumières. cp

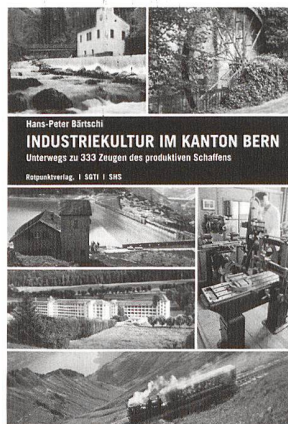


Die schönsten Gärten und Parks der Schweiz Les plus beaux jardins et parcs de Suisse

hrsg. vom Schweizer Heimatschutz, 2006.
76 S., zahlreiche Farbabb., 16,2 × 10,5 cm.
ISBN 978-3-003-00728-4, CHF 12.–
(für Heimatschutzmitglieder CHF 6.–,
Bezug über www.heimatschutz.ch oder
Tel. 044 254 57 00)

Gärten werden seit Jahrtausenden in unterschiedlichster Form angelegt. Sie stellen eine hochwertige Verbindung von Landschaftsgestaltung, Architektur und Pflanzenreichtum dar, die nicht nur in England oder Frankreich in höchster Vollendung zu erleben ist. Auch die Schweiz verfügt über eine eindruckliche Gartenkultur und vielfältige Anlagen: Vom klassischen Barockgarten über romantische Landschaftsparks bis zu raffinierten modernen Anlagen hat sie in Sachen Gartenkultur eine überraschende Vielfalt zu bieten. Das handliche Büchlein mit kurzen Beschreibungen und vielen Abbildungen präsentiert eine Auswahl von 50 öffentlich zugänglichen Gärten und Parks von hoher fachlicher Qualität in Gestaltung und Pflege. Die vorgestellten Beispiele stammen aus allen Regionen und reichen vom historischen Schlossgarten bis zum neuen Stadtpark; sie laden aber auch zu Entdeckungsreisen in die Grenzregionen der Gartenkultur ein. Künstliche Inseln, eine Regenwaldhalle, ein mystischer Waldfriedhof oder gar ein stillgelegter Steinbruch – die Spannweite ist gross, die Vielfalt überraschend. Die Publikation ermuntert dazu, den Reichtum an herausragenden Anlagen kennen zu lernen. Sie ist aber auch eine Würdigung der grossen Arbeit, die für das Gartenschaffen in der Schweiz geleistet wird und ein Dankeschön an alle, die sich für die Gartenkultur einsetzen.

pd/rb



Industriekultur im Kanton Bern. Unterwegs zu 333 Zeugen des produktiven Schaffens

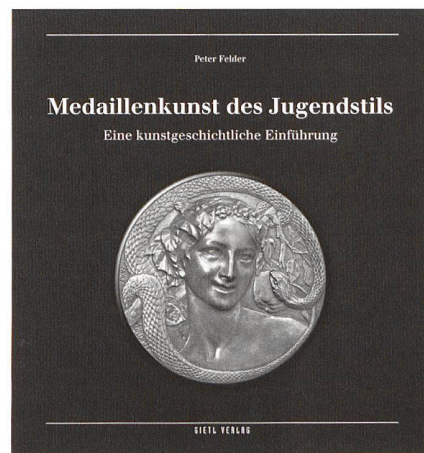
von Hans-Peter Bärtschi, hrsg. von der Schweizerischen Gesellschaft für Technikgeschichte und Industriekultur (SGTI). Zürich: Rotpunktverlag, 2006. 280 S., zahlreiche Farb- und S/W-Abb., 13 × 19 cm.
ISBN 979-3-85869-315-0, CHF 38.–

Alte Maschinen zeigen auf nachvollziehbare Weise, wie unsere täglichen Güter entstehen, wie Mechanik und Kraftübertragung funktionieren. Sie laden zu Entdeckungsreisen ein, die nachhaltige Eindrücke hinterlassen und das Verständnis für unsere Lebensgrundlage fördern.

Der handliche Führer weist auf 9 zusammenhängenden Routen und an Einzelstandorten den Weg zu 222 eindrucklichen Objekten der Industriekultur im Kanton Bern. Er führt zu Mühlen, Fabriken, Kanälen, historischen Bahnen, Kraftwerken usw. – den Zeugen des Industriezeitalters. Die Routen, die zu Fuß erwandert oder mit dem Fahrrad oder öffentlichen Verkehrsmitteln befahren werden können, sind anschaulich beschrieben. Eine Übersichtskarte zeigt den Standort der Objekte. Die Sehenswürdigkeiten sind aufgelistet in der Reihenfolge des Besichtigungsablaufes mit Foto und einem Beschrieb (Adresse, Koordinaten und Zugang). Der Serviceteil führt Verkehrsmittel, Informationsstellen und wichtige Adressen auf. Nützliche Hinweise über Organisationen, die sich mit dem Thema Industriekultur befassen, runden den Führer ab.

Dieser Führer ist der erste Band der Reihe «Industriekultur der Schweiz». Die Reihe präsentiert einen Querschnitt der schönsten Objekte aus der Informationsplattform für schützenswerte Industriekulturgüter der Schweiz (ISIS). Das Pilotprojekt wird ergänzt durch einen Internetauftritt: www.industrie-kultur.ch.

pd



Medaillenkunst des Jugendstils. Eine kunstgeschichtliche Einführung

von Peter Felder. Regenstauf: Gietl, 2006.
96 S., 102 S/W-Abb., 20,5 × 21,5 cm.
ISBN 3-86646-502-5, € 19,90

Dieses Werk bietet erstmals eine kunstgeschichtliche Gesamtschau über Medaillenkunst des Jugendstils (auch «Art nouveau» genannt), die heute zu den faszinierendsten Sammlergebieten der neuzeitlichen Numismatik zählt. Im Sinne eines knappen, aber differenzieren Umrisses erleben wir dabei die internationale Erneuerung der Kunstmedaille um 1895 bis 1910, die in Frankreich, Deutschland und Österreich ihre grösste Verbreitung fand. Veranschaulicht wird diese Stil- und Wirkungsgeschichte durch typische Werke von frühesten Meistern, die – oft Medailleur und Bildhauer in einer Person – bei der Realisierung ihrer Medaillen und Plaketten neuartige Arbeitsmethoden angewandt haben. Zahlreiche Schweizer Medailleure wie Karl Hänny und Henri Huguenin finden ebenfalls Erwähnung in dieser Publikation. Neben der Vielfalt an interessanten Aufgaben kennzeichnet ein erstaunlicher Reichtum an originellen Bildideen diese lebenswürdige Kleinkunst, die es hier neu zu entdecken gilt.

Der Autor Peter Felder war wissenschaftlicher Bearbeiter der Kunstdenkmäler im Kanton Aargau und wirkte 1962–1991 als Chef der aargauischen Denkmalpflege. Er ist Numismatiker und Sammler aus Passion. Seine numismatische Kollektion ist soeben an den Kanton Aargau gegangen.

pd/rb